

„Lewis’ Wölfe“

Roman von

M. D. Schoppenhorst

Alle Rechte liegen bei der Autorin:
© Monika Schoppenhorst, 2016

Buch I: South Dakota

September/Oktober 1991

Nach langer Flucht endlich geborgen bei Johns Familie beginne ich, meine Geschichte aufzuschreiben.

*** I.1 ***

Ein Roman wird konzipiert

South Dakota, September 1991

Brüssel, London, Antwerpen, Rom, New York, South Dakota (wo genau werde ich Ihnen, lieber Leser, nicht preisgeben ...) - das sind die Stationen unserer Flucht. Seit Juli werden wir verfolgt. Wir wissen es, doch wir hoffen, alle Spuren gut verwischt zu haben. Hier, bei Johns Familie finden wir Ruhe und Muße. Bevor wir jedoch entspannt vor dem kleinen Haus seines Vaters sitzen und die Sonne beim Untergehen hinter den Gipfeln der Rocky Mountains beobachten durften, musste sich der Stammesrat einverstanden erklären, uns aufzunehmen. Es ist für jeden ein Risiko, uns zu beherbergen. Seit wir im Juli Brüssel verlassen haben, konnten wir nicht einen Moment wie diesen genießen. Die Erleichterung, eine Zuflucht gefunden zu haben, die uns einen längeren Aufenthalt ermöglicht, lässt mich Gedanken fassen, die ich verdrängt habe - verdrängen musste.

Ich denke zurück an meine Familie, die ich seit acht Jahren nicht gesehen habe. Mehr als ein Viertel meines einunddreißigjährigen Lebens habe ich in Gefangenschaft verbracht. Meine Töchter - sie sind heute fast zwölf Jahre alt - mussten diese acht langen Jahre ohne ihre Mutter leben. Allein mit einem ohnehin überforderten, sehr jungen Vater. Frank ist nur ein Jahr älter als ich. Ach nein, er war Gott sei Dank nicht allein. Meine Eltern, Geschwister und Großeltern haben ihm bestimmt zur Seite gestanden. Seine eigenen Eltern sind schon lange tot, sein Onkel, der einzige Verwandte, war ihm nie eine Stütze.

Ich seufze und mein Partner ahnt, warum.

„Musst du wieder an deine Familie denken? Gib die Hoffnung nicht auf. Vielleicht kannst du sie ja bald sehen.“

„Weißt du, John. Es ist so schwer. Ich weiß nicht einmal, wie Sabrina und Christina jetzt aussehen. Wenn ich sie treffen würde, was sollte ich ihnen sagen? Meinst du, sie erinnern sich noch an mich? Für sie bin ich eine Fremde.“¹⁶

Mir steigen Tränen in die Augen. Ich lehne mich an seine Schulter. Er hält mich in seinen Armen. Wie schön, schwach sein zu dürfen! Er küsst mich und sagt leise:

„Sie würden ihre Mutter kennenlernen. Bestimmt wäre das gut für sie – und für dich.“

Ich schluchze, will mich aber nicht gehen lassen und reiße mich schließlich zusammen. „Es hat keinen Sinn, zu grübeln. Jetzt haben wir Ruhe. Genießen wir sie, so lange wir können.“

Natürlich kann ich nicht aufhören, darüber nachzudenken. Insbesondere, weil John bei seiner Familie Aufnahme gefunden hat. Und ich, ich kann nicht zu meinen Töchtern, die ich zuletzt als Vierjährige mit Masern gesehen habe.

Während des abenteuerlichen Lebens, in das wir beide gezwungen worden waren, musste ich die Erinnerungen an meine Familie zurückdrängen, um mich auf das Überleben zu konzentrieren. Erst hier, auf der klapprigen Holzbank vor dem Haus der Familie Blackhawk darf ich die Sehnsucht wieder aufkeimen lassen. Ich nehme einen tiefen Schluck aus der Bierdose, proste John mit einem Seitenblick zu und erkläre ihm dann, welche Idee mir gerade in den Sinn kommt: „Weißt du“, sage ich, „wir sollten unsere Geschichte aufschreiben. Nicht nur für meine Kinder, nein, für jedermann. Was uns widerfahren ist, geht alle Leute etwas an. Wir müssen der Welt erzählen, womit der ‚Frieden‘ erkaufte wird.“

Er wiegelt ab: „Mädchen, wenn wir das schreiben, das glaubt keiner. Unser Schicksal ist unglaublich. Jeder würde sagen, wir spinnen, hätten zu viel Phantasie!“

Sicher, damit hat er recht. Ich werde es Ihnen berichten. Es wird Ihnen unwirklich vorkommen - und ist doch geschehen. Es geschieht noch immer.

„Egal“, antworte ich ihm, „ich werde es aufschreiben, nenne es Roman. Dann können sich die Leute einreden, jemand hätte zu viel Phantasie. Es wird sie unterhalten ...“

„Bestimmt!“, unterbricht er mich und lacht unsicher.

„Genau! Es wird die Leser unterhalten. Vielleicht macht die Story sie nachdenklich. Das würde mir reichen. Jetzt habe ich Muße und ich habe den Willen.“ „... und keine Schreibmaschine, du verhinderte Schriftstellerin!“ Er blickt mich amüsiert von der Seite an. „Meinst du ernsthaft, dass du alles aufschreiben kannst, solange wir hier sein können? Wer weiß, wann sie uns aufspüren, dann ist es mit der Muße vorbei.“

„Na und? Was soll's? Was ich bis dahin habe, schicke ich zu Mike nach New York. Er wird das Manuskript aufheben ...“

„... und sich daran die Finger verbrennen. Er gefährdet sich, wenn er uns hilft.“

„Das ist sein Job! Er ist hinter unserer Story her, bereitet sie schon lange vor. Meine Aufzeichnungen können ihm dabei helfen. Das Risiko ist ihm wurscht, das weißt du doch.“

Johns Brummen gibt mir recht.

Nur, weil man keine Maschine hat, heißt das nicht, dass man nicht schreiben kann. Es gibt ja Stifte. Obwohl es länger dauert, mühseliger ist, mit der Hand zu schreiben. Gedanken sind schneller als Finger. Eine Schreibmaschine hilft, dem Gedankenfluss zu folgen. Noch besser ist ein Textverarbeitungssystem. Da muss man nicht auf Zeilenenden achten, alles ist schön gesetzt und jederzeit korrigierbar. Was ich darüber gelesen habe, ist toll, aber leider unerreichbar.

Wir wohnen in einem abgeschiedenen Dorf, in dem bald jeder weiß, dass ich ein Buch schreiben will. Nachdem ich den Anfang mit der Hand geschrieben habe, taucht

eine Frau, die ich nicht kenne, mit einer uralten Remington auf. Sie übergibt sie mir mit den Worten:

„Sie hat immer die Wahrheit geschrieben. Jetzt ist keiner mehr da, der sie will. Schreibe die Wahrheit damit. Das macht sie und mich glücklich und dich hoffentlich auch!“

Sie verschwindet, ehe ich mich bedanken kann. Ich werde ihren Wunsch erfüllen. Die Maschine schreibt tadellos. Damit geht es viel besser. Nachdem ich John von meinem Projekt überzeugt habe, hilft er mir, indem wir gemeinsam versuchen, dem Ganzen eine Struktur zu geben und die wesentlichen Inhalte festzulegen. Wir überlegen uns, dass es gut wäre, auch aus meiner Familie zu berichten, darüber, wie sie alle mein Verschwinden erlebt und verkräftet haben.

Aus diesem Grunde nehmen wir das Risiko auf uns, Frank zu kontaktieren und ihn zu bitten, seine Sicht der Geschehnisse aufzuzeichnen und uns zu schicken. Der Postweg muss ziemlich umständlich verlaufen. Wir sind nicht sicher, ob die Post überwacht wird. Wir verhindern, dass man uns auf die Spur kommt, indem wir sie über mehrere Stationen laufen lassen. Glücklicherweise kennen wir in Europa, Deutschland und Berlin ein paar vertrauenswürdige Leute, die ohne zu fragen, Briefe weiterleiten. Im Sommer hatte ich mit meinem Mann ein kurzes, verbotenes Treffen in Brüssel. Daher weiß ich, dass er während all der Jahre an mich geschrieben hat. Er konnte mir die Briefe nicht zukommen lassen, hatte die Bögen aber nie weggeworfen. Er schickt sie nun in einem großen Umschlag, ebenfalls über viele Stationen. Das Sichten ist eine schwere Prüfung für mich. Die Texte voller Trauer und Unverständnis zeigen mir sehr deutlich, was ich verloren habe. Oft bin ich in Tränen aufgelöst und muss aufhören zu lesen, um meine Fassung wieder zu gewinnen.

Frank legte etlichen Briefen Fotos bei. Deshalb kann ich endlich die Entwicklung der Kinder nachempfinden. Die Briefe und Fotos sind mein größter Schatz! Wie hübsch meine Töchter sind! Auf den Bildern sehen sie fröhlich und gesund aus. Es beruhigt mich, dass sie den Verlust ihrer Mutter heil überstanden haben.

Bevor ich in die Geschichte einsteige, sollte ich mich vorstellen. Mein Name ist Brigitte Bender, geb. Przkowski. Außer diesem Namen habe ich einige andere geführt, die Sie im Laufe der Zeit kennenlernen werden. Aber was tun Namen zur Sache? Da ich einen Roman schreibe, stimmen sie ohnehin nicht, oder? Ich bin recht groß für eine Frau, einen Meter vierundachtzig. Bis mich mein Schicksal ereilte, studierte ich die Fächer Biologie und Sport an der FU Berlin, wollte Lehrerin werden. Ich stamme aus Berlin, habe mein erstes Leben dort verbracht und sehne mich noch heute dorthin zurück.

Mein Mann Frank ist ein gutes Jahr älter als ich und inzwischen Maschinenbau-Ingenieur. Ein zukunftssträchtiger Beruf, der garantiert, dass unsere Kinder ohne finanzielle Sorgen aufwachsen.

Er ist ein intelligenter, strebsamer Mann, der es trotz ungünstiger Startbedingungen weit gebracht hat. Als er dreizehn Jahre alt war, verlor er seine Eltern durch einen Unfall. Ein alleinstehender Onkel hatte ihn aufgenommen und mehr schlecht als recht

durchgebracht. Er besuchte die Klasse über mir. Wir lernten uns auf einer Schulparty kennen und dachten in unserer Verliebtheit nicht an Verhütung. So wurden wir noch während der Schulzeit Eltern unserer Zwillinge. Trotzdem steht er heute, soweit ich das beurteilen kann, mit beiden Beinen auf der Erde und ist unseren Töchtern ein guter Vater.

Sabrina ist ein zartes Mädchen, klein und niedlich. Ihre leuchtend blauen Augen bilden einen aparten Kontrast zu ihrem dunklen Haar. Ihr Lächeln wirkt neckisch. Ich kann mir gut vorstellen, wie sie ihren Onkel und ihren Vater damit um den Finger wickelt. Christina hingegen ist groß und kräftig. Sie trägt ihr dunkelblondes Haar kurz geschnitten und wirkt mit den schwarzen Augen wie ein Lausbub. Frank meint, dass sie in ihrer Art viel von mir hat. Beide Kinder sehen ihrem Vater sehr ähnlich. Sie haben seine Gesichtszüge.

Obwohl die Briefe sehr persönlich sind, werde ich gelegentlich daraus zitieren, um die Begebenheiten aus Sicht meiner Familie zu erzählen. Wie erzählt man also eine Geschichte wie unsere? Am besten, man fängt am Anfang an. So beginne ich gleich mit einem Brief von Frank.

Berlin, den 15.4.1984

Liebste Brigitte!

Wo bist Du? Ich habe Dich überall gesucht. Ich habe gestern Nacht geglaubt, dass du mich verlassen hast. Ich habe so ein schlechtes Gewissen, weil wir uns gestritten haben.

Mich muß der Teufel geritten haben! Ich mache Dir zusätzlichen Kummer, dabei weiß ich, daß Du Sorgen genug hast. Das Praktikum an der Schule, die Kinder, und dann mußt Du Dich auch noch mit mir herumärgern.

Ich war so unruhig, weil Du nicht wiedergekommen bist. Ich habe Dieter angerufen, da war es schon nach zwölf. Er hat mir erzählt, wie sauer Du bist. Da habe ich Angst gekriegt, daß Du mir wegläufst. Ich habe mich im Recht gefühlt. Die Ordentlichste bist Du ja wirklich nicht. Ich war zu besoffen. Ich habe nicht begriffen, wie Du Dich fühlst, wo Christina nun noch krank geworden ist. Wenn ich betrunken bin, merke ich nicht, was für ein Ekel ich bin. Ich verspreche Dir hoch und heilig, ich trinke keinen Tropfen mehr. Vielleicht stimmt es ja, und ich brauche den Sprit, wie Du sagst? Ich werde nichts mehr trinken. Versprochen! Ich bin so verzweifelt, da schreibe ich Dir einen Brief, dabei weiß ich gar nicht, wo Du bist. Ich bin gleich heute früh zu Deinen Eltern runtergegangen. Ich dachte, daß Du wahrscheinlich bei ihnen bist. Sie waren auch beunruhigt. Bei Deinen Geschwistern warst Du nicht, bei Manuela und Dieter auch nicht. Selbst in der Schule bist Du nicht gewesen. Wo sollen wir noch suchen?

Und ich mußte mich um Christina kümmern. Sie hat immer noch hohes Fieber. Ich kochte gerade einen Pudding für sie, da kam sie in die Küche und guckte aus dem Fenster. „Papi, Mama hat sich nur versteckt! Guck mal, da steht doch ihr Auto!“, hat sie gerufen und wollte runterlaufen. Ich habe sie ins Bett gesteckt und bin ich selbst runter-

gerannt. Tatsächlich, es ist Dein Auto. Es ist schief geparkt, wie immer. Ich habe Angst um Dich. Vor der Tür habe ich einen Knopf von Deiner Jacke gefunden. Du bist also bis zur Haustür gekommen - und dann? Etwas stimmt nicht, ich bin mir ganz sicher. Du würdest Dein Auto nicht vor der Tür abstellen und dann auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Das ist doch wahr, oder, Gitti? So etwas machst Du doch nicht? Du läßt uns nicht einfach im Stich wegen eines Ehekrachs? Du läßt bestimmt nicht Dein Studium sausen, weil Dein Mann ungerecht war? Das sieht Dir nicht ähnlich!

Gitti, ich liebe Dich. Du und die Kinder, Ihr seid das Liebste, das ich habe. Das weißt Du doch? Ich habe es Dir viel zu selten gesagt. Aber es stimmt, glaube mir! Ich werde diesen Brief aufheben, ganz bestimmt, und ich gebe ihn Dir, wenn Du wieder hier bist. Dann weißt Du, wie sehr ich Dich liebe.

Wir haben mit der Familie beraten und sind der Meinung, daß Du nicht so sang- und klanglos gegangen bist. Ich war ehrlich und habe nichts beschönigt. Trotzdem sind Deine Eltern der Ansicht, daß Dir etwas zugestoßen ist. Oh Gott, ich darf nicht daran denken, was Dir passiert sein kann! Ich liebe Dich so, ich will Dich nicht verlieren. Gitti komm wieder! Wir waren bei der Polizei. Die waren ein bißchen verwirrt, als wir alle dort aufgetaucht sind. Erst wollten sie die Vermißtenanzeige gar nicht annehmen. Bei Erwachsenen warten sie sonst länger. Wir haben nicht locker gelassen, bis sie ein Protokoll aufgenommen haben. Du kennst Mutti, sie läßt sich nicht mit Phrasen abspeisen. Dann fragten sie uns noch so Einiges, ob wir vermögend sind oder jemand von uns in einer wichtigen Position arbeitet. Wegen einer Entführung? Vermutlich. Wir mußten die Erlaubnis geben, daß unsere Telefone abgehört werden dürfen.

Eine Stunde später waren zwei Kripobeamte da, haben sich alles angesehen und ein Foto von Dir geholt. Sie sagten, sie würden uns auf dem Laufenden halten.

Wo steckst Du? Ich will nicht daran denken, daß Du tot sein könntest. Deshalb schreibe ich Dir. Ich fürchte mich vor dem leeren Bett. Schlafen kann ich nicht. Du weißt, daß ich mich immer mit Dir unterhalten muß, wenn's mir dreckig geht. Du kannst mich nicht hören, aber vielleicht fühlst Du mich?

Gitti, ich liebe Dich so sehr, ich habe solche Angst um Dich, komm zurück!

Ich küsse Dich,

Dein Frank!

Wenn ich diesen Brief lese, wird mir erst richtig klar, welche Angst und Sorge meine Lieben hatten. In der damaligen Situation habe ich das nicht erfassen können. Meine eigenen Gefühle waren zu vielfältig. Ich konnte mich nicht in die Lage meiner Familie versetzen.

Für Sie interessant ist ein Fakt: Da ist jemand verschwunden. Ich war einfach weg. Was ist tatsächlich geschehen? Ich fasse es knapp zusammen: Ich wurde geklaut. So, wie ein Hund vor dem Supermarkt gestohlen wird oder ein Apfel im Obstladen.

* I.2 *

Entführt

Berlin, 14. April 1984

Dieser Tag war rundherum besch... Es fing damit an, dass ich verschlafen hatte und feststellen musste, dass der Kaffee alle war. Beim Wecken der Kinder bemerkte ich, dass Christina stark fieberte. Christina krank - das bedeutete, bald auch Sabrina krank. Zwei vierjährige Mädchen, die ihre Mama brauchten! Und Mama musste zur Schule. Ich hatte eine Probestunde. Ohne Probestunde kein Praktikumsschein, ohne Schein keine Prüfung, ohne Prüfung kein Examen, ohne Examen kein Job, ohne Job kein Geld! Es half nichts, ich musste hin. Ich rief meine Mutter an, die versprach, sich um die Kinder zu kümmern.

Frank war nicht wach zu kriegen, er war die ganze Nacht Taxi gefahren. Mir lief die Zeit davon. Schließlich hatte ich noch zwanzig Minuten, um von Frohnau nach Tegel zu kommen und alles für den Unterricht zusammenzukramen.

Sie merken, es war einer von diesen „gelungenen“ Tagen. Meine Probestunde funktionierte überhaupt nicht. Der Dozent von der Uni meinte, ich solle einen anderen Beruf wählen. Zu allem Überfluss handelte ich mir einen Anpiff vom Schulleiter ein, weil ich zu lange telefoniert hatte. „Studenten!“ Es hatte keinen Sinn, ihm klarzumachen, dass ich wissen musste, was mit meiner Tochter los war.

Christina hatte die Masern. Meine Mutter war gerade vom Kinderarzt wiedergekommen. Na toll! Das fehlte zu meinem Glück, bald zwei Kinder mit Masern, und ich musste das Praktikum erfolgreich abschließen, damit ich mich zur Prüfung anmelden konnte. Als ich abgehetzt um zwei Uhr zu Hause ankam, war Frank nicht Herr seiner Sinne. Er hatte es für nötig befunden, mit seinem Kumpel Peter (mein ganz spezieller Liebling!) zwei Flaschen Rotwein zu köpfen. Christina war krank, er musste heute Abend wieder Taxi fahren und war blau wie eine Radehacke. Ich sagte nichts dazu. In seinem Zustand hätte er ohnehin nichts begriffen. Wenigstens hatte er so viel Verstand gezeigt, Sabrina zu Mutter zu bringen, damit sie sich nicht ansteckt.

Christina ging es schlecht. Sie fieberte stark und litt unter heftigen Kopfschmerzen. Das Sonnenlicht setzte ihr zu, also musste ich die Jalousien herunterlassen. Es zeigten sich die ersten Flecken hinter den Ohren.

Essen machen, Kind füttern, abwaschen, Kind versorgen, Wäsche aufsetzen, Kind versorgen, an den Schreibtisch, die neue Probestunde vorbereiten, Kind versorgen, Wäsche aufhängen (ein dunkler Socken dazwischen - alles verfärbt), Kind trösten, eine Geschichte vorlesen, Wäsche entfärben, Lehrprobe vorbereiten ...

Nach drei, vier Stunden wusste ich nicht mehr, wo mir der Kopf stand. Da beschloss mein Göttergatte, mir die Meinung zu sagen, über mein Unvermögen Ordnung zu halten, heute und im Allgemeinen. Er legte den Kopf schief (der Alkohol!), sah aus wie

eine taube Schildkröte und wetterte los, weil meine Tasche im Flur lag und überhaupt, wie ich die Küche hinterlassen hätte, er sei nicht mein Dreckpudel, bla, bla, bla ...

Na, wie hätten Sie reagiert? Wütend? Jawohl, ich auch - ich habe gekocht vor Wut. Es gab einen fabelhaften Ehekrach. Wir steigerten uns vom Hundertsten ins Tausendste. Die Auseinandersetzung beendete ich (damit ich nicht noch anfangen musste, etwas zu schmeißen, um meine Wut loszuwerden), indem ich Frank verkündete, ich würde mich erst weiter mit ihm streiten, wenn er nüchtern sei. Ich ließ ihn mit allem stehen, bat meine Schwester, die auch in unserem Haus wohnte, Christina zu sich zu nehmen, griff meine Sporttasche und ging wütend zum Auto.

Sollte er doch sehen, wie er mit der Lage allein fertig wurde! Ich hatte für heute genug getan. Anstatt zu saufen, hätte er die Küche aufräumen können, wenn ihn die Unordnung störte. Und was hatte er Wichtiges zu tun, das ihn daran hinderte, meine Tasche wegzulegen? Er hätte sich um Christina kümmern können, dann hätte ich mehr geschafft. Aber nein, Kinder sind ja Frauensache! Eine ganze Weile grummelte ich vor mich hin. Meiner Tochter gegenüber hatte ich ein schlechtes Gewissen. Doch bei Susanne wusste ich sie in guten Händen.

Auf der Fahrt zum Sportstudio am Kurt-Schumacher-Platz wurde ich ruhiger, nachdenklicher. In der letzten Zeit hatten wir einige Auseinandersetzungen gehabt. Es musste etwas geschehen. So ging es nicht weiter. Wir mussten uns aussprechen, fanden aber selten Gelegenheit dazu. Wenn ich Zeit hatte, musste Frank Taxi fahren, und wenn er Zeit hatte, musste ich für mein Studium arbeiten. Na, und wenn Zeit gewesen wäre, scheuten wir die Aussprache.

Hatte Frank die Weinflasche vor der Nase, war es zu spät. Dann konnte ich nicht mit ihm reden. Er begriff nichts mehr und fühlte sich sofort angegriffen. In mir arbeitete es und ich merkte, ich würde zu einer Entscheidung kommen, wenn ich mich durch körperliche Betätigung ablenkte. Nach dem Aufwärmen ging ich entschlossen an die Geräte. Ich rackerte mich tüchtig ab, da kamen Manuela und Dieter - meine besten Freunde. Wir studierten zusammen und gingen ab und zu aus (sehr ab und zu).

Manuela fiel meine Schweigsamkeit auf und fragte nach dem Grund. Ich war so schön dabei, meine Wut und Trauer wegzuarbeiten, dass ich ihr nur einsilbig antwortete. Manuela kannte mich und wusste, dass es in einer solchen Situation keinen Sinn hatte, nachzuhaken. Als wir fertig waren, sprach sie mich nochmal auf meine schlechte Laune an. Ich war ihr dankbar dafür.

Wir gingen in die Sauna und ich klagte ihr mein Leid. Es war schön, dass sie zuhörte und mit ihren Kommentaren sparsam war. Sie sorgte dafür, dass mir klar wurde, was zu tun war. Sie kannte Frank und mochte ihn, deshalb ergriff sie nicht Partei. Aber sie hielt es auch für richtig, ihn unter Druck zu setzen. Also nahm ich mir vor, ihm ein Ultimatum zu stellen: ein nüchternes Gespräch am Freitagabend - oder Rausschmiss.

Dieter hatte auf uns „saumselige Weiber“, wie er sich lachend ausdrückte, gewartet. Er lachte nicht mehr, als Manuela andeutete, weshalb wir so lange gebraucht hatten. Er schlug vor, etwas trinken zu gehen, bevor wir nach Hause fahren. Er meinte, und ich stimmte ihm zu, es könne Frank nicht schaden, ein bisschen auf mich zu warten.

Nun ja - er wartet heute noch.

Gegen halb elf kam ich zu Hause an. Ich fühlte mich nicht wohl. Mir war mulmig, weil ich nicht wusste, wie ich Frank gegenüber treten sollte und weil Christina krank war - das hatte ich völlig verdrängt - und weil ich noch für morgen arbeiten musste und überhaupt ... Kurze Zeit blieb ich im Auto sitzen – eine, zwei Minuten vielleicht. Dann packte ich mit einem Seufzer meine Tasche, stieg aus, schloss den Wagen ab und überquerte die Straße.

Ich suchte noch das Schlüsselloch, da griff eine Hand von hinten in mein Gesicht. Ich fühlte einen feuchten Lappen über Mund und Nase, dachte ‚Chloroform‘. Fast augenblicklich war ich bewusstlos.

Ich war dreiundzwanzig Jahre alt. Mein Leben war unspektakulär. Sicher, meine Ehe war nicht so harmonisch, wie ich mir das wünschte. Wir hatten Schwierigkeiten. Aber ich weiß, dass wir sie hätten lösen können, wenn man uns gelassen hätte. Frank und ich liebten uns. Es ging uns nicht anders als vielen Paaren, die jung geheiratet hatten, weil ein Kind kam. Wir hatten das Glück, in einen Familienclan eingebunden zu sein, der uns beschützte. Wie viele Menschen können das von sich sagen?

Heute weiß ich, dass ich damals kleine Sorgen hatte, wenn sie auch sehr bedrohlich wirkten und meine Gedanken- und Gefühlswelt beherrschten. Mittlerweile denke und fühle ich auf einer anderen Ebene, universeller. Ich sehe die Dinge in einem größeren Rahmen und nehme mich nicht so wichtig. Das ist falsch ausgedrückt ... Nein, ich nehme mich anders wichtig: ursprünglicher, animalischer vielleicht.

Ich interessierte mich für Weltpolitik - am Rande. An der Uni diskutierten wir die grandiosen Entwicklungen, die sensationellen Fortschritte der Entspannungspolitik, die dafür gesorgt hatten, dass die Atomwaffen vernichtet wurden. Ich begrüßte das sehr, so war diese unheimliche Gefahr weg. Meine Kinder würden einmal keine Angst vor dem nuklearen Winter haben müssen!

Andere waren kritischer. Sie argwöhnten eine neue Bedrohung, eine noch furchtbarere Waffe oder einen Wirtschaftskrieg. Sie glaubten nicht daran, dass sich die Weltmächte mir nichts, dir nichts darauf einigten, sich nicht mehr zu bedrohen. Die gegensätzlichen Machtinteressen, sagten sie, seien doch nicht aufgehoben.

Wie recht sie hatten!

Nacht vom 14. zum 15. April 1984

Das Aufwachen wurde von rasenden Kopfschmerzen begleitet. Es war stockdunkel um mich herum, kein Lichtschimmer. Unheimlich! War ich blind? Ich hatte keine Möglichkeit, mich vom Gegenteil zu überzeugen.

Ich tastete herum, alles weich, gepolstert. Mein Ächzen versank ohne Hall. Ich saß in einer gepolsterten, geräumigen Kiste, und sie bewegte sich. Die Kopfschmerzen, die Dunkelheit, das Schaukeln, all das machte mir fürchterliche Angst. Sie stieg vom Magen hoch. Mir wurde schlecht. Ich hatte Chloroformgeruch in der Nase.

Ich musste mich übergeben. Weinend lag ich eine Zeit lang da, meiner Panik ausgeliefert. Wie lange? Ich weiß es nicht - nicht lange. Wenn niemand bemerkt, dass man weint, verfliegt die Wirkung der Tränen schnell. Irgendwann raffte ich mich auf.

Mit dem Jackenärmel trocknete ich mein Gesicht und setzte mich auf. Diese Haltung machte mich aktiv. Ich überlegte, was ich tun sollte. Um Hilfe zu rufen, war vermutlich sinnlos. Nie würde meine Stimme durch die Polsterung dringen. Ich probierte es trotzdem. Etwas musste ich gegen meine Angst tun. Was war geschehen? Ich hatte keine Erinnerung. War ich nicht nach Hause gefahren?

Uh, es stank fürchterlich nach Erbrochenem. Dagegen musste ich etwas unternehmen! Im Dunkeln suchte ich etwas, mit dem ich mich säubern könnte. Ich kroch herum und fand meine Tasche. So ein Glück! Ich hatte ein Handtuch dabei. Damit wischte ich meine Sachen ab, aber dann fiel mir etwas Besseres ein: Ich zog meinen Jogginganzug an. Der war zwar verschwitzt, roch jedoch angenehmer als das besudelte Zeug. Danach versuchte ich, das Polster mit dem Handtuch zu reinigen. Besonders gut ging es nicht. Zuletzt rieb ich die Stellen mit meinem Duschgel ein. Das Tuch und meine Kleidung packte ich in die Plastiktüte für die nassen Sachen und stopfte sie in die Tasche. Dabei fiel mir mein Taschenmesser in die Hand. Dankbar nahm ich es und steckte es in die Hosentasche. Damit fühlte ich mich nicht mehr so hilflos.

Nun ging es mir besser. Durch die Aktivität hatte sich meine Angst auf ein erträgliches Maß reduziert. Zumindest war es mir möglich, nachzudenken. Zwar jagten jede Bewegung und jedes Geräusch, jede Veränderung der Lage meinen Puls in die Höhe und immer wieder hatte ich das Gefühl, nicht mehr atmen zu können - aber ich konnte wieder denken.

Ich versuchte mich zu erinnern. Was war geschehen? Hatte ich einen Unfall gehabt? Nein, ich hatte den Wagen vor der Haustür geparkt. Dann war ich zur Tür gegangen ... Jetzt fiel es mir wieder ein: Chloroform! Man hatte mich entführt! Von meiner eigenen Haustür weg war ich verschleppt worden!

Doch das ergab keinen Sinn. Wir waren keine einflussreiche oder wohlhabende Familie. Wer sollte für mich zahlen? Wer hatte ein Interesse an einer unbedeutenden Sportstudentin? Hatte man mich verwechselt? Das musste es sein, eine Verwechslung!

Verzweifelte Hoffnung keimte in mir auf. Wenn sie (ja, wer?) erkannten, dass sie mich fälschlicherweise entführt hatten, würden sie mich freilassen ... oder gleich umbringen.

Wieder stiegen mir Tränen in die Augen. Ich rief mich zur Ordnung, musste mir eine Strategie überlegen. Auf jeden Fall nahm ich mir vor, keinen Ärger zu machen. Ich rechnete mir aus, dass so meine Chancen freigelassen zu werden, größer wären. Vielleicht bekam ich eine Gelegenheit zur Flucht.

Mein Gefängnis schaukelte. Ich wurde hin und her geschleudert, brach in Tränen aus. Verflucht! Wenn ich fliehen wollte, musste ich einen klaren Kopf behalten. Voller Panik kann man nicht denken!

Ich fing an, mich zu ärgern, ärgerte mich über mich selbst, rang um Beherrschung. Da hörte ich etwas. Wieder kam die Angst. Beherrsche dich, befahl ich mir. Wenn du

abhauen willst, solltest du auf Geräusche achten. Vielleicht liefern sie einen Hinweis darauf, wo du bist!

Ich kroch in eine Ecke, presste mein Ohr dicht an das Polster. Draußen rumpelte es. Was war zu hören? Ich konnte das Rumpeln nicht identifizieren. Enttäuscht setzte ich mich bequemer hin. Das Schaukeln hatte aufgehört. Die Kiste stand still. Gedämpfter Lärm drang an mein Ohr. Und ich konnte nichts damit anfangen.

Wieder drängte ich mich in die Ecke, da spürte ich etwas am Oberschenkel. Das Messer! Ich hatte es ganz vergessen. Damit konnte ich versuchen, das Polster an einer Stelle zu entfernen. Dann würde ich mehr hören!

Das Taschenmesser hatte ich immer bei mir. Ich schälte meine geliebten Apfelsinen damit. Es war nicht sehr scharf. Zunächst zeigte sich die Polsterung völlig unbeeindruckt von meinen Bemühungen. Ich verletzte den Stoff kaum. Ich machte eine Pause, um zu überlegen, wie ich effektiver arbeiten könnte. Plötzlich war ein sehr lautes Brummen und Heulen zu hören, als ob ein Flugzeug startete. War ich auf einem Flugplatz? Auf welchem?

Mit neuer Energie stürzte ich mich auf das Polster. Nun schaffte ich es, den Bezug zu durchbohren. Danach ging es viel leichter voran. In kurzer Zeit hatte ich ein Loch von etwa zehn Zentimeter Durchmesser gekratzt. Rohes Holz war zu fühlen. Na, und hören konnte ich fast zu gut. Der Flugplatzlärm drang ungehindert in die Kiste. Maschinen heulten, Wind und Fahrzeuge jaulten und dann vernahm ich Stimmen!

Das war die Chance herauszufinden, wo ich war. Vielleicht erkannte ich den Dialekt! Das wäre ein Anhaltspunkt. Ich konnte überall sein. Ich wusste nicht, wie lange ich betäubt gewesen war. Wach war ich inzwischen bestimmt eine Stunde lang. Meine Uhr hatte ich nicht um. Zu dumm, die alte Digitaluhr war beleuchtet. Wie sehr hätte sie mir in dieser Situation helfen können!

Männer näherten sich meinem Gefängnis. Vor Aufregung hielt ich den Atem an. Ich wollte kein Wort verpassen. In dem Lärm unterhielten sie sich recht laut. Bald waren einzelne Worte zu unterscheiden. Deutsch redeten sie nicht. Ich lauschte, der Sprachfluss kam mir bekannt vor. Sprachen die Leute Holländisch? Nein, Holländisch hört sich härter an ... Flämisches, die sprachen Flämisches!

Wahrscheinlich befand ich mich in Belgien. Vielleicht konnte ich erraten, wo. Aber es schien so, als ob die Männer über Tiger redeten. Tiger? Gut möglich, dass ich das falsch verstanden hatte. Wichtig war, dass ich vermutlich im flämischen Belgien war. Nach dem Lärm da draußen musste es ein großer Flugplatz sein - also eine große Stadt. Ich wünschte mir, meine Erdkundekenntnisse wären besser gewesen. Welche großen Städte gibt es in Flandern?

Gent oder Antwerpen? Vielleicht war ich auch in Brüssel, dort lebten doch Flamen, oder? Nun erklang ein lauter Ruf, und zwar in einer anderen Sprache: Französisch. Dann war ich ziemlich sicher in Belgien und wahrscheinlich in Brüssel. Dort leben beide Volksgruppen. Weitere Spekulationen halfen nichts. Ich hörte einen warnenden Ruf. Mein Gefängnis kippte und ich mit ihm. Die Kiste wurde bewegt, verladen! Wenn ich nur

wüsste, ob ich in ein Flugzeug geladen wurde. Die Geräusche lieferten keinen Hinweis. Ich musste etwas sehen können!

Mein Taschenmesser besaß eine kleine Ahle. Damit versuchte ich, ein Loch in das Holz zu bohren. Die Kiste stand wieder still. Etwas klappte zu, dann war es leise.

Verzweifelt bewegte ich den Bohrer. Das Holz war nicht hart, aber dick. Ich musste mit dem Messer weiterarbeiten. Wieder hörte ich ein Klappen, dann einen Dieselmotor starten. Ich war auf einem LKW.

Ich stellte meine Bohrbemühungen ein. Ein Laster ... Gab es einen Weg, die Entfernung vom Flugplatz abzuschätzen? Aber ja, ich könnte die Minuten zählen. So hatte ich den Kindern klar gemacht, wie lang eine Minute ist: Man muss drei Mal bis zwanzig zählen, dann ist eine Minute vorbei. Ich begann zu zählen: ein Schimpanse, zwei Schimpansen, drei Schimpansen, vier Schimpansen, fünf Schimpansen, sechs ... – immer weiter Schimpansen zählen. Probieren Sie es aus: Zählt man Schimpansen, hat man die Länge einer Sekunde. Nach etwa fünfundzwanzig Minuten geriet ich durcheinander und hörte auf. Wer weiß, dachte ich mir, wie lang die Fahrt dauert.

Somit hatte ich die einzige Möglichkeit, die Zeit abzuschätzen, aufgegeben. Entmutigt überließ ich mich dem gleichmäßigen Rütteln und der Dunkelheit. Nach einer Ewigkeit bemerkte ich eine Veränderung. Der Laster wurde langsamer, fuhr eine scharfe Kurve und über einen Feldweg. Jedenfalls wurde ich in meiner Kiste kräftig durchgeschüttelt. Dreimal wurde angehalten und langsam weitergefahren. Der Motor ging aus. Lange geschah nichts, dann hörte ich Stimmen. Ich wurde abgeladen. Mehrere Leute trugen mich. Es schaukelte nur wenig. Die Träger stellten mich ab und verschwanden.

Stille - kurze Zeit nur. Jemand kam und brach den Kasten auf. Licht strömte in mein dunkles Gefängnis. Ich hatte mich in die äußerste Ecke verdrückt. Mit dem linken Arm bedeckte ich meine Augen. Die Helligkeit blendete mich. Mit der Rechten hielt ich das Taschenmesser umklammert.

Gleich würden die Entführer kommen und mich holen. Vielleicht war es besser, wenn sie das Messer nicht fanden: Ich drückte es hinter meinem Rücken in die Polster. Mein Herz raste, ich konnte kaum atmen. Was für eine schreckliche Angst ich hatte!

Es geschah nichts, gar nichts. Die Kiste war offen, aber niemand kam herein.

Die Gangster standen draußen! Ich sah sie nicht, hörte und fühlte sie jedoch. Sollte ich herauskriechen? Das ging nicht. Ich war vor Furcht gelähmt. Nichts. Ruhe, kein Wort. Einige Zeit lang nur Stille. Panisch reagierte ich auf ein Scharren. Ich rang nach Luft. Jemand räusperte sich.

„Riecht es da drin nicht unangenehm?“ Die Stimme klang nicht unfreundlich. „Willst Du nicht lieber herauskommen, Brigitte?“

Brigitte? - Hatte er „Brigitte“ gesagt? - Dann war es keine Verwechslung! Ein Klumpen bildete sich in meiner Kehle. Ich begann zu schwitzen. Ich war gemeint. Die Kerle hatten tatsächlich mich haben wollen ... Warum?

Jetzt erst bekam ich richtige Angst, nicht mehr diese unkontrollierbare Panik, nein, zentnerschwere Angst, die sich wie ein Bleimantel um mein Herz legte.

„Brigitte antworte! Du lebst doch! Ich höre dich schnaufen.“

Wie ein Großvater mit seinem Enkel redete der Kerl mit mir. Aber wütend wurde ich nicht. Dazu war ich zu geschockt. Was sollte ich sagen? Meinem paralysierten Verstand fiel nichts ein, also presste ich nur ein „Nein!“ durch meine zugeschnürte Kehle.

„Nein? Was heißt ‚nein‘?“ Er wurde ungeduldig.

„Nein, ich kann nicht herauskommen.“ Ich krächzte nur.

„Komm heraus - sonst lasse ich dich holen. Wir haben hier nicht ewig Zeit!“ Seine Stimme bekam den scharfen Ton, den ich später noch oft hören musste.

Selbst, wenn ich gewollt hätte - und ich bin mir dessen nicht sicher - ich hätte nicht gehen können. Die Angst machte mich bewegungsunfähig. Ich fühlte mich in einem bösen Traum gefangen und kämpfte verzweifelt um das Aufwachen.

Zwei Männer rissen mich an den Armen aus der Kiste heraus. Ich stolperte und kam erst mitten im Raum zum Stehen. Alles hatte ich erwartet, aber nicht ein sonnendurchflutetes Büro, in dem uniformierte, unmaskierte Männer standen. Nichts war verrammelt, alles offen, helle Wände - viel zu normal! Ich befand mich direkt vor einem gedrunghenen Kerl in einer sandfarbenen Uniform mit jeder Menge Abzeichen. Er hatte eisgraue Haare und kalte, hellblaue Augen, die das ganze Gesicht beherrschten. Er war mindestens zehn Zentimeter kleiner als ich, schaute deshalb zu mir hoch.

„Ich nehme an, du willst dich nach der langen Reise erfrischen und ausruhen, Lady?“ Spöttisch sah er mich an und winkte beiläufig zwei Männern zu.

Sie rissen mich herum, stülpten mir einen Sack über den Kopf, drehten mir den rechten Arm brutal auf den Rücken und stießen mich unsanft vorwärts. Ich musste ihnen gehorchen. Der Schmerz in meinem Arm war zu heftig für eine Gegenwehr.

Es ging über mehrere Flure, rechts um die Ecke, links herum, Treppe hoch, zwei Treppen herunter und immer weiter. Es war sinnlos, sich den Weg einprägen zu wollen. Endlich standen wir. Ich hörte etwas quietschen. Eine Tür öffnete sich. Ich bekam einen Stoß, stolperte und stürzte. Die Tür wurde zugeknallt und die Riegel vorgeschoben.

Ich war allein.

Eine Weile lag ich reglos, unfähig zu denken oder etwas zu tun. Schließlich zog ich mir den Sack vom Kopf und sah mich um. Der Raum war fensterlos. Ein Bett stand darin, eine Kommode, Waschbecken, Klo, Dusche, insgesamt vielleicht zehn Quadratmeter. In einer Ecke hing eine Videokamera, die meinen Bewegungen folgte. Aus purer Neugier schaute ich in die Kommode. Wäsche war darin: Strümpfe, Slips, T-Shirts, Jeans, außerdem Toilettenartikel. Alles war da, was man braucht. Verwirrt, erschöpft und entmutigt saß ich auf dem Bett. Was hatte das zu bedeuten?

Es fällt mir sehr schwer, diese Geschehnisse aufzuschreiben. Egal, wie locker man die Worte kommen lässt, sie können nur unvollkommen beschreiben, was ich gefühlt habe. Beim Schreiben erlebe ich es erneut. Der Schmerz, die Angst und die Verzweiflung dieser Zeit, sie haben mir arg zugesetzt. Damals, das waren die Stunden des Abschieds von meinem bisherigen Leben mit seinen Freuden und Sorgen.

Und es war - trotz aller Kümernisse - ein beschütztes, ruhiges und von Liebe erfülltes Leben gewesen, das ich bis heute nicht wiedergefunden habe. Nie wieder sollte ich für meinen Mann Ehefrau, für meine Kinder Mutter, für meine Eltern Kind sein können.

Wie sehr vermisse ich meine Töchter! Sie werden groß, erwachsen, ohne dass ich sie trösten darf, wenn sie ihren ersten Liebeskummer haben, ohne dass ich mit ihnen ihre Erfolge feiern kann. Sie wissen nichts über mich, und ich kann ihre Entwicklung nur aus zweiter Hand verfolgen.

Damals war es mir noch nicht klar, aber heute weiß ich, dass diese Stunden den endgültigen Abschied von meiner Jugend bedeuteten.

* I.3 *

Gesucht

South-Dakota, 12. Oktober 1991

Vor fünf Minuten habe ich mich an den Tisch gesetzt, um weiterzuschreiben. Da kommt John, ganz aufgeregt ... Sonst stört er mich nie. Er hat eine Zeitung aus der Stadt mitgebracht.

Ich lese, was ihn so aufregt. Es ist ein Artikel auf der ersten Seite. Sieht so aus, als seien die ruhigen Tage hier gezählt.

Offiziere verschwunden

Brüssel, 11.10.1991. Wie die Nachrichtenagentur REUTER gestern mitteilte, sind am 13.7.1991 zwei sogenannte „aktive Offiziere“ der NATO spurlos aus Brüssel verschwunden. Sie waren dort an den vierteljährlichen Verhandlungen mit der Sowjetunion beteiligt.

Gestern ließen offizielle Stellen verlauten, dass der überraschende Abbruch der Verhandlungen im Juli mit diesem Verschwinden in Zusammenhang gestanden hätte. Die NATO hatte seinerzeit befürchtet, dass das Verschwinden ihrer Offiziere durch den KGB lanciert worden sei. Inzwischen heißt es von Informanten, dass die UdSSR nichts mit dem Verschwinden der beiden Männer zu tun habe.

Im Gegenteil berichteten russische Diplomaten, dass auch zwei ihrer Offiziere verschwunden seien. Ein Verbrechen könne nicht ausgeschlossen werden.

Bei den NATO-Offizieren handelt es sich um den 30-jährigen Major Julian McGregor und den 25-jährigen Captain John Bluesky. Die Namen der fehlenden Sowjetoffiziere wurden nicht genannt.

Um zu verstehen, warum dieser Artikel für uns bedeutsam ist, benötigen Sie ein paar Informationen: Captain Bluesky ist John. Und ich bin Major Julian McGregor. Wie ich zu diesem Namen kam, werde ich noch erläutern. Ich war Kommandeur des Bataillons „Europa“ in der „atlantischen Abteilung“ des Regiments „Zoo“, John mein Stellvertreter in der Kompanie „Wölfe“, die dem Bataillon „Europa“ angehört. Der „Zoo“ ist eine übernationale Einheit der NATO, die Spezialeinsätze durchführt, von denen die Öffentlichkeit nichts wissen darf. Major Piotr I. Andreiev und Hauptmann Mihail S. Popov sind unsere Gegenparts bei den Russen und ihren Verbündeten. Sie waren ebenso in Brüssel wie wir. Sie werden vermutlich die verschwundenen gegnerischen Offiziere sein.

Major Julian McGregor. Dies ist eine der Identitäten, die zu mir gehören. John und ich sind nicht aus Brüssel entführt worden. Wir haben uns Mitte Juli abgesetzt, unter großen Schwierigkeiten und nicht ohne Hilfe. Nun, diese Geschichte will ich noch erzäh-

len, aber später, viel später. Sie wird - hoffentlich - eines der letzten Kapitel dieses Buches. Andreiev und Popov haben es uns wohl gleichgetan.

Der Zeitungsartikel hat bei den Eingeweihten im Dorf einige Aufregung verursacht. Sie haben ihn, wie mein Partner und ich auch, als verdeckte Fahndung interpretiert. Deshalb haben wir über einen Fluchtplan beraten. Falls es erforderlich werden sollte, können wir unauffällig und schnell verschwinden. Genauer werde ich hier nicht ausführen. Wenn das Manuskript in die falschen Hände gerät, ist alles verraten. Ansonsten werden John und ich außerhalb des Dorfes nicht mehr in Erscheinung treten, bis sich die Lage beruhigt hat.

Das bedeutet, keine Einkäufe in der Stadt, keine Telefonate, keine Briefe. Wie sang Janice Joplin in „Me and Bobby McGee“? „Freedom's just another word for nothin' left to loose ...“ „Freiheit ist nur ein anderes Wort dafür, nichts mehr zu verlieren zu haben.“

So ist unsere Situation: Wir sind frei und doch gefangen. Richtige Freiheit - ich meine ohne Angst - werden wir sie jemals wieder erleben? Es sieht nicht so aus. Aber man soll die Hoffnung nicht aufgeben. Sonst könnten wir uns gleich stellen. Immerhin ist diese relative Unfreiheit hier um Klassen besser als die relative Freiheit vorher in Brüssel. Angesichts dieser Lage habe ich Muße, den Roman weiterzuschreiben, den ganzen Tag - immerzu, denn Abwechslung gibt es nicht mehr.

John ist frustriert. Bald beginnt die Zeit des Büffeltreibens, und er wünscht sich nichts sehnlicher, als mitzumachen. Seine Leute verdienen nebenbei ein bisschen Geld, indem sie Touristen das Treiben zeigen. Hierbei dürfen wir uns nicht sehen lassen, schon gar nicht, nachdem Fotos von uns veröffentlicht wurden. Ich weiß, wie ich John Abwechslung verschaffe. Er soll mir seine Geschichte so erzählen, wie er sie aufgeschrieben haben möchte. Er kann mir dabei helfen.

Ende der Leseprobe